

# Der Einfluss von Idealstadtutopien auf die Bauplanung der Herrnhuter Brüdergemeine am Beispiel von Gnadau

von Katharina Banda

Die Geschichte der ersten Siedlung der erneuerten Brüder Unität begann im Jahre 1722 an der Hauptstraße von Löbau nach Zittau. Und sie begann mit der Einteilung des Landes in Quartiere und mit dem Versuch, ein geordnetes Stadtbild zu schaffen, welches der großen Zahl an zuwandernden Glaubensflüchtlingen gerecht werden könne.<sup>1</sup>

Sehr häufig wird in der Diskussion der brüderischen Stadtplanung auf das „Himmlische Jerusalem“ als deren Vorbild verwiesen.

Klaus Richter dagegen stellt in dem Buch „Herrnhuter Architektur am Rhein und an der Wolga“ die Theorie auf, dass beim Neubau brüderischer Siedlungen die Idealstadtentwürfe von Thomas Morus, Albrecht Dürer und Johann Valentin Andreae eine wichtige Rolle gespielt haben könnten.<sup>2</sup> Inwieweit dies tatsächlich der Fall gewesen sein könnte, soll im Folgenden am Beispiel des 1767 in Kursachsen gegründeten Ortes Gnadau untersucht werden, da er in besonderer Weise die Planung der Herrnhuter widerspiegelt.

Betrachtet man verschiedene Idealstadtutopien von einem sozialen Blickwinkel aus, so stößt man recht schnell auf die Entwürfe für Freudenstadt im Schwarzwald von Heinrich Schickhardt. Die Stadt wurde um 1600 als Niederlassung für protestantische Glaubensflüchtlinge geplant. Aufgrund dieser Tatsache soll auch dieser Entwurf in die Betrachtungen miteinbezogen werden.

## Ideale und Leben in der Brüdergemeine

Um zu verstehen, nach welchen Maßstäben die Siedlungen der Herrnhuter Brüdergemeine gebaut wurden, ist es wichtig, sich mit dem Leben als Glaubensgemeinschaft, sowie den damit verbundenen Idealen auseinanderzusetzen.

Als es vermehrt zu Spannungen zwischen den Glaubensflüchtlingen in Herrnhut kam, zog Zinzendorf endgültig von Dresden nach Berthelsdorf, um

---

1 Herrnhut und die neue evangelische Brüdergemeine historisch dargestellt, Zittau 1822, S. 8.

2 Klaus Richter, Aus der Baugeschichte der Herrnhuter Brüdergemeine, in: Reinhard Lahr, Herrnhuter Architektur am Rhein und an der Wolga, Koblenz 2001, S. 29.

der Gemeinde beizustehen.<sup>3</sup> In gemeinsamer Arbeit entstand eine Grundordnung, die Statuten von 1727.<sup>4</sup> In zwei Teilen wurden darin die „Herrschaftlichen Gebote und Verbote“, sowie der „Brüderliche Verein und Willkür“ aufgelistet. Während der erste Teil vor allem kommunale Fragen beinhaltete, ging es im zweiten darum, Leitlinien für ein brüderliches Miteinander zu schaffen.<sup>5</sup>

Eine der ersten Regeln der „Herrschaftlichen Gebote und Verbote“ besagt Folgendes:

Herrnhuth soll zu ewigen Zeiten von aller Dienstbarkeit und Leibeigenschaft / mit allen seinen Einwohnern / frey gesprochen seyn; und da sie eine nachkommende Herrschafft dazu nöthigen wolte / ihr dißfalls zu gehorsamen nicht schuldig seyn; auch durch keinen Eyd / Güte oder Ernst / jemahls dazu verpflichtet werden können.<sup>6</sup>

Dieses Gebot erscheint im ersten Moment etwas kurios, stammte Zinzendorf, der Initiator der erneuerten Brüdergemeine schließlich selbst aus einem österreichischen Adelsgeschlecht. Doch gerade aus diesem Grund wird der Fokus, den Zinzendorf auf das christliche Miteinander legte, noch deutlicher. Schon sein Vater, der Reichsgraf Georg Ludwig von Zinzendorf, lehnte die nach Vergnügen und Erfolg heischende Hofgesellschaft ab und auch sein Großvater Maximilian Erasmus hatte aus Glaubensgründen seine Heimat Österreich verlassen.<sup>7</sup>

Doch nicht nur Graf Zinzendorf selbst, sondern auch die Bewohner der neuen Siedlung Herrnhut hatten eine kritische und distanzierte Haltung gegenüber der Obrigkeit, bedingt vor allem durch ihre Unterschiede in Konfession und Herkunft, sowie den häufigen Orts- und Herrschaftswechsel.<sup>8</sup>

Wie wichtig dieser Teil der Statuten war, zeigt der Umstand, dass die Herrnhuter schon vier Jahre vor dem Erscheinen der Regeln einen Freibrief erhielten, der sie, nach Zahlung eines Erbzins, von aller Untertänigkeit und allen Hofdiensten entband.<sup>9</sup> Es macht deutlich, dass die Herrnhuter ihr Leben nicht nach den Vorstellungen der Landesherren, sondern nach Jesus Christus als dem Zentrum ihres Glaubens und ihrer Gemeinschaft ausrichten wollten.

---

3 Hans-Christoph Hahn/Hellmut Reichel (Hrsg.), *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder. Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1722 bis 1760*, Hamburg 1977, S. 68.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 *Büdingische Sammlung Einiger In die Kirchen-Historie Einschlagender Sonderlich neuerer Schrifften Nebst dazugehörigen Registern*, Bd. 1, Leipzig 1742, S. 9.

7 Dietrich Meyer, *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüdergemeine 1700 bis 2000*, Göttingen 2000, S. 5.

8 Ebd., S. 304.

9 Herrnhut (wie Anm. 1), S. 15.

Man entschied sich aber nicht nur, das Leben auf Christus zu bauen, sondern ihm selbst als Ältesten der Gemeinde, alle Entscheidungen anzuvertrauen. Dazu wurde beispielsweise das Losverfahren eingeführt.

Ein weiterer wichtiger Aspekt des christlichen Zusammenlebens, der auch eine große Rolle in der Stadtplanung spielte, war die Entwicklung der sogenannten ‚Chöre‘. Nach Alter oder Familienstand geordnet, wurden die Gemeindemitglieder in die Chöre der Kinder, der Jugend, der ledigen Schwestern, der ledigen Brüder, der Ehepaare, sowie der Witwen und Witwer eingeteilt.<sup>10</sup> Die jeweiligen Gruppen bildeten seelsorgerische Gemeinschaften, in denen jeder die seiner Lebenssituation angepasste Anleitung und Hilfestellung bekam.<sup>11</sup> Nach und nach wurden für die ledigen und verwitweten Männer und Frauen Chorchäuser gebaut, in denen die Chormitglieder zusammen lebten und arbeiteten.<sup>12</sup> Auf die Bedeutung dieser Häuser für die Stadtplanung wird im späteren Verlauf noch genauer eingegangen werden.

Neben dem Leben nach Christi Vorbild, entwickelten sich in den Häusern soziale Hilfsstrukturen, sowie kleine wirtschaftliche Betriebe.<sup>13</sup> In ihnen konzentrierten sich die besten Arbeitskräfte, da die ledigen Meister und ihre ledigen Lehrlinge gemeinsam unter einem Dach lebten und arbeiteten.<sup>14</sup> So konnten sich in den Chorchäusern sozialisierte Gewerbe und Unternehmen, wie Gasthöfe und Apotheken, ansiedeln.<sup>15</sup>

Die meisten Einwohner Herrnhuts arbeiteten als Handwerker, da die Umgebung nicht genügend freien Raum für Landwirtschaft bot.<sup>16</sup> Wichtig waren diese auch für den Bau neuer Siedlungen, da sie in die jeweiligen Orte zogen, um an deren Aufbau mitzuwirken.

Durch den Aufbau eines effizienten Wirtschaftssystems mit eigenen Handwerkern und Betrieben konnten die neuen Siedlungen der Brüdergemeinde

---

10 Direktion der Evangelischen Brüder-Unität Herrnhut (Hrsg.), Die Brüder-Unität. Herrnhuter Brüdergemeinde, Herrnhut 1989, S. 10.

11 Hahn/Reichel, Zinzendorf (wie Anm. 3), S. 250.

12 Direktion, Brüder-Unität (wie Anm. 10), S. 10.

13 Theodor Bechler, Ortsgeschichte von Herrnhut mit besonderer Berücksichtigung der älteren Zeit. Zum 200jährigen Jubiläum Herrnhuts am 17. Juni 1922, Herrnhut 1722, Naumburg 2004, S. 47.

14 Hahn/Reichel, Zinzendorf (wie Anm. 3), S. 321.

15 Walter Günther, Die Herrnhuter Brüdergemeinde und ihre Ökonomie, ihr geistliches Selbstverständnis, ihre Lebensformen und ihre Spiritualität, in: Lahr, Architektur (wie Anm. 2), S. 20.

16 Ebd., S. 19. Zudem sprach sich Zinzendorf selbst gegen die Feldarbeit aus, da diese die Einwohner an den Ort gebunden und sie somit von größeren Reisen in die verschiedenen Missionsgebiete abgehalten hätte (Hahn/Reichel, Zinzendorf, wie Anm. 3), S. 320.

sowie ihre Missionsarbeit finanziert werden.<sup>17</sup> Gleichzeitig machten die missionarischen Tätigkeiten der Herrnhuter durch die vielen Handelsbeziehungen nach Übersee das Florieren der Wirtschaft erst möglich.<sup>18</sup>

Ein wichtiges Charakteristikum für die Herrnhuter Brüdergemeine ist, dass es sich bei ihr um eine Laien-Gesellschaft handelt, die in verschiedene Ämter eingeteilt wurde.

So gab es das leitende Amt, welches die Vorsteher, Ältesten und Helfer innehatten. Lehrer, Aufseher und Ermahner waren Seelsorger und bei dem diakonischen Amt handelte es sich beispielsweise um Diener, Krankenwärter und Almosenpfleger.<sup>19</sup> In der Zuordnung der ordinierten Theologen zu der Gruppe der Seelsorger spiegelt sich dieser Laien-Charakter wider.<sup>20</sup> Das Handwerk zu Bischöfen eingesegnet wurden und Bauern das Amt des Ältesten bekleiden konnten, ist ebenfalls Sinnbild der Laien-Gesellschaft, gleichzeitig aber auch bezeichnend für das Standesbewusstsein der Herrnhuter.<sup>21</sup> Die Einteilung der Bevölkerung in verschiedene Stände trat gegenüber dem gemeinsamen geistlichen Leben zurück.<sup>22</sup> Hier spiegelt sich eines der wichtigsten Merkmale der Herrnhuter Brüdergemeine wider: Die Gleichheit des Menschen vor Gott. Das zeigt sich schon in der Anrede der Mitglieder untereinander als ‚Bruder‘ und ‚Schwester‘. Dadurch entfallen sämtliche Titel und man betrachtet einander als gleichwertige Mitglieder.<sup>23</sup>

Auch nach dem Tod blieb das Prinzip der Gleichheit vor Gott erhalten, wie es noch heute auf den Gottesäckern der Gemeinden sichtbar wird.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Brüdergemeine eine Gemeinschaft ist, in der sich das Leben nach der Nachfolge Jesu Christi ausrichtet und in welcher das geistliche Zusammenleben und die Gleichheit aller eine übergeordnete Rolle spielen. Diese tiefe Religiosität spiegelte sich nicht nur im Inneren der Glaubensgemeinschaft wider, sondern auch in der Planung neuer Siedlungen.

## Die Bauplanung

An den „Herrschaftlichen Geboten und Verboten“ ist deutlich zu erkennen, dass man schon recht früh versuchte, durch Regelungen ein bestimmtes Stadtbild zu schaffen:

---

17 Gisela Mettele, *Weltbürgertum oder Gottesreich. Die Herrnhuter Brüdergemeine als globale Gemeinschaft 1727–1857*, Göttingen 2009, S. 63.

18 Ebd., S. 66.

19 Ebd., S. 69.

20 Ebd.

21 Ebd., S. 313.

22 Ebd.

23 *Direktion, Brüder-Unität* (wie Anm. 10), S. 9.

Wer ein eigen Haus bauen will / soll sich erst deswegen bey den Aeltesten melden / das Werck überlegen / warten biß ihm der Platz angewiesen wird / nicht einen Fuß weiter hinaus und auch nicht hinein rücken / so hoch und niedrig als es ihm anbefohlen / in solcher Gestalt und in allem nach der Vorschriftt bauen; desgleichen soll einer thun / im Fall er Feld oder Garten zu seinem Haus verlangt.<sup>24</sup>

Bereits einer der ersten Siedler aus Mähren, Christian David, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, der neuen Heimat Herrnhut ein geordnetes Stadtbild zu verschaffen. Dieses Ziel verfolgte auch Zinzendorfs Gutsverwalter Johann Georg Heitz mit der Planung eines, von Häusern umgebenen, viereckigen Platzes.<sup>25</sup> Angefangen mit diesen ersten stadtplanerischen Überlegungen für Herrnhut, entstanden die noch heute für die Brüdergemeine so charakteristischen Siedlungsformen.

Die Idealvorstellung der Gläubigen sah eine geschlossene Ortsgemeinde vor, in der die Gemeindemitglieder unter sich bleiben konnten.<sup>26</sup> Ihr Leben sollte nicht durch Einflüsse Fremder, sondern allein durch christliche und brüderische Inhalte bestimmt werden.<sup>27</sup> Wilfried Ehbrecht bezeichnet die Planung der Siedlungen als pragmatische Vorgehensweise, um den neuen liturgischen Formen und Lebensgemeinschaften, aber auch den wirtschaftlichen Grundlagen gerecht zu werden.<sup>28</sup> Durch die hohe Bauqualität, die herrschaftliche Größe der Gemeinschaftsbauten und die barocke Architektur wurden die Siedlungen immer eher als Städte und sogenannte „Residenzen des Herrn“ bezeichnet.<sup>29</sup>

Im Zentrum der brüderischen Ortsgründungen stehen der zumeist mittig gelegene Platz, sowie die Gemeinschaftsbauten. Diese umfassen den Betsaal, die Chorbäuser, oftmals auch die Pfarr- und Vorsteherhäuser für die geistliche und wirtschaftliche Leitung, sowie das Gasthaus, genannt ‚Gemeinlogis‘.<sup>30</sup> Um den Platz gruppiert bilden sie auch durch ihre Größe und einheitliche Architektur das repräsentative Zentrum der Siedlungen.<sup>31</sup>

Zentraler Punkt des Ortes ist der Platz. Die Straßen führen meist tangential an ihm vorbei und er wird in vielen Orten durch Wege und Bepflanzung kreuzförmig in vier quadratische Segmente geteilt.<sup>32</sup> Die Mitte ist leer, oder wird durch einen Brunnen gekennzeichnet. Darin spiegelt sich die symbolische Bedeutung wider, dass nicht der Mensch, sondern Jesus Christus als

24 Büdingerische Sammlung (wie Anm. 6), S. 10.

25 Wilfried Ehbrecht u. a., Deutscher historischer Städteatlas. Herrnhut und Herrnhuter Siedlungen, Münster 2009, S. 4.

26 Hahn/Reichel, Zinzendorf (wie Anm. 3), S. 342.

27 Ehbrecht (wie Anm. 25), S. 7.

28 Ebd., S. 7.

29 Richter, Baugeschichte (wie Anm. 2), S. 29.

30 Ebd., S. 40.

31 Ebd.

32 Ebd., S. 7 und S. 54.

Ältester der Gemeinde im Mittelpunkt steht.<sup>33</sup> Der Brunnen greift dabei die Symbolik von Christus als ‚lebendige Quelle‘ auf.

Nach dem Tod von Zinzendorf wurden 1763 eine zentrale Baukonferenz und zwei Jahre darauf die Baudirektion mit Sitz in Herrnhut ins Leben gerufen.<sup>34</sup> Sie hatten die Aufgabe, Baupläne zu prüfen und zu bestätigen, sowie die Pläne für die Gemeinschaftsbauten abzuwägen.<sup>35</sup>

Der ersten Siedlung der Brüdergemeine lag noch kein einheitlicher Bauplan zugrunde. Das lag vor allem daran, dass die Exulanten recht spontan anfangen Herrnhut zu errichten. Trotzdem wurde mit diesem Ort die Grundlage für alle weiteren Siedlungen geschaffen. Sehr deutlich zeigen sich die genannten Ideale des brüderischen Zusammenlebens im äußeren Bild der Siedlungen. So spiegelt sich der Sinn für die Gemeinschaft in den an zentraler Stelle errichteten Chorghäusern sowie dem Platz, der beispielsweise für Gemeindefeiern genutzt wurde, wider. Die Gleichheit aller Menschen findet ihren Ausdruck sowohl im Gottesacker, als auch in der architektonischen Leitlinie der bürgerlich-barocken Bauweise.

Im Jahr 1736 wurde Zinzendorf aus Sachsen ausgewiesen.<sup>36</sup> Er fand Aufnahme in der Wetterau, wo 1738 auf dem Haager Berg der Ort Herrnhag gegründet wurde. Dabei handelt es sich um die erste brüderische Siedlung, die nach einem Plan errichtet wurde.<sup>37</sup> Sie hatte Modellcharakter, denn das Prinzip der Anordnung der Gebäude um einen quadratischen Platz findet sich in vielen brüderischen Orten wieder. Verantwortlich für die Planung war der Architekt Graf August Siegmund von Gersdorf, ein Verwandter der Familie Zinzendorf, der in Dresden Festungs- und Zivilbaukunst studiert hatte.<sup>38</sup> Gebaut wurden die meisten Siedlungen zum größten Teil von Handwerkern und Bauleuten aus den eigenen Reihen, die in die jeweiligen Siedlungen zogen, um diese mit aufzubauen.<sup>39</sup>

## Die Bauplanung von Gnadau

Die Planung und Erbauung Gnadaus ist eng mit der Grafschaft Barby und dem Vorwerk Döben verbunden. Graf Heinrich XXVIII. Reuß jüngerer

---

33 Andreas Richter, Die Siedlungen der Brüdergemeine in Europa. Eine typologische Übersicht, in: UF 51/52 (2003), S. 1–8, hier: S. 7.

34 Ebd., S. 6.

35 Ehbrecht (wie Anm. 25), S. 7.

36 Ulrike Carstensen, Stadtplanung im Pietismus. Herrnhag in der Wetterau und die frühe Architektur der Herrnhuter Brüdergemeine, Herrnhut 2009, S. 25.

37 Hans Merian, Einführung in die Baugeschichte der Evangelischen Brüdergemeinen ausgehend vom Modell der Gemeinde Herrnhag, in: Cornelis Dekker u. a. (Hrsg.), *Unitas Fratrum. Herrnhuter Studien*, Utrecht 1975, S. 465–482, hier: S. 465.

38 Ebd., S. 469.

39 Jürgen Lafrenz, Die Ortsgemeinen der Herrnhuter als eigenständige Siedlungen von typologischer Prägnanz, in: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 29 (2011), S. 265–290, hier: S. 279.

Linie pachtete 1748 von Kursachsen das Amtswerk Barby an der Elbe mit dem dazugehörigen Schloss.<sup>40</sup> Der neue Pächter plante, das Gelände der Brüdergemeinde zu überlassen.<sup>41</sup> Ein Jahr später konnte darum in der Stadt eine brüderische Niederlassung gegründet werden.<sup>42</sup> Das Zentrum bildete das theologische Seminar und auch die Unitätsdirektion verlegte von 1766 bis 1784 ihren Sitz nach Barby.<sup>43</sup>

Obwohl sich die Brüder in Barby aufgrund der schon vorhandenen Gebäude besonders kostengünstig niederlassen konnten, entstand der Wunsch eine eigene Siedlung mit einer eigenen architektonischen Grundausrüstung zu erbauen.<sup>44</sup> Man entschied sich schließlich für das sieben Kilometer vor Barby liegende Vorwerk Döben als neuen Bauplatz.<sup>45</sup> Für die Wahl des genauen Baufeldes wurde das bereits erwähnte Losverfahren angewendet, woraus man schließlich auch den Namen der neuen Niederlassung „Gnaden-Aue“, kurz „Gnadau“, ableitete.<sup>46</sup>

Paul Eugen Layritz war vom Direktorium der Unität nach Barby beordert worden, um die neue Siedlung zu planen.<sup>47</sup> Aus dem Jahr 1766 stammt ein Flurplan des Vorwerks Döben. Darauf sind in dem gelosten Baufeld L bereits erste quadratische Umrisse für den neuen Ort, sowie eine direkte Straße zum Vorwerk eingezeichnet. Der erste Bauplan von Paul Eugen Layritz, vermutlich ebenfalls aus dem Jahr 1766, wurde von dem Vorsteher-Collegium und dem Direktorium akzeptiert, sodass das Baufeld im Mai 1766 abgesteckt und im November bestätigt und geweiht wurde.<sup>48</sup> Der erste Plan wurde 1767 noch einmal genauer ausgearbeitet und schließlich ebenfalls bestätigt, sodass am symbolträchtigen 17. Juni 1767, dem Jahrestag der Gründung Herrnhuts, der Grundstein für die neue Siedlung gelegt werden konnte.<sup>49</sup> Nach Zinzendorfs Tod 1760 war Gnadau die erste Neusiedlung und wurde daher als eine Art „Neues Herrnhut“ betrachtet.<sup>50</sup>

Von der mutmaßlichen Erstplanung existiert lediglich eine Umzeichnung. Zu sehen ist eine Siedlung, die auf einem quadratischen Grundriss mit neun, ebenfalls quadratischen, Quartieren beruht. Die Quartiere werden durch Straßen voneinander getrennt. Im mittleren Quadrat befindet sich ein unbebauter

---

40 Ehbrecht, Städteatlas (wie Anm. 25), S. 14.

41 Werner Keßler, Aus der Geschichte der Brüdergemeinde und des Ortes Gnadau 1767–1967, Gnadau 1967, S. 2.

42 Peter Findeisen, Von Barby nach Gnadau. Architektur der Herrnhuter an der Elbe, Halle 2005, S. 11.

43 Keßler, Geschichte (wie Anm. 41), S. 2.

44 Findeisen, Architektur (wie Anm. 42), S. 11.

45 Ebd., S. 45.

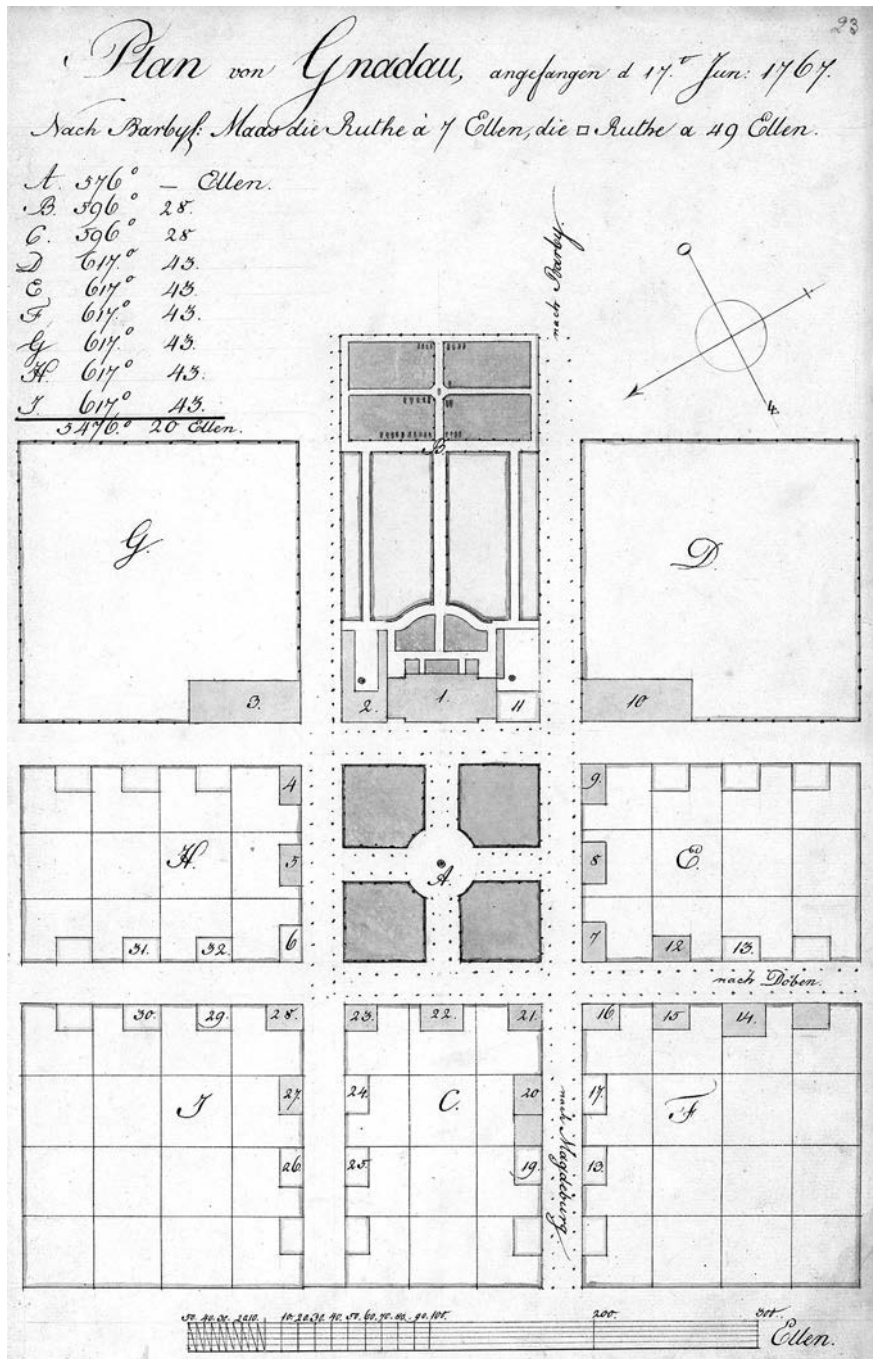
46 Ebd., S. 56.

47 Ebd., S. 50.

48 Ebd., S. 56.

49 Findeisen, Architektur (wie Anm. 42), S. 57 f.

50 Ebd., S. 58.



Plan von Gnadau, angefangen den 17. Juni 1767, kolorierte Federzeichnung, Unitätsarchiv Herrnhut: TS.Mp.57.3



Platz. Fünf der acht übrigen Quadrate dienen als Baufelder und sind in jeweils 16 Grundstücke mit Platz für Haus und Garten aufgeteilt. Die übrigen drei Quartiere sind den Gemeinschaftsbauten vorbehalten. In der Mitte ist Platz für den Gemeinssaal sowie den Gottesacker direkt dahinter.

Nach der Grundsteinlegung 1767 erschien ein neuer Plan mit exakteren Berechnungen. Man hatte nach dem Baubeginn erkannt, dass der Platz mit einer Seitenlänge von je 200 Ellen zu groß angelegt worden war, sodass man ihn um 32 Ellen verkleinerte.<sup>51</sup> Dies hatte jedoch zur Folge, dass sich auch die an den Platz angrenzenden Seiten der anschließenden Quartiere B, C, H und E verringerten. Der Ortsplan bestand somit aus fünf quadratischen Quartieren in den Ecken und der Mitte, sowie vier rechteckigen Quartieren.

Ein weiterer auf das Jahr 1767 hinweisender Plan zeigt den herausgerückten Gottesacker in Anschluss an das Quartier B (s. Abb). Zwischen dem Gemeinhaus und dem Gottesacker ist somit Platz für einen Garten geschaffen. Die beiden Nebenquartiere G und D sind bis auf jeweils ein Gemeinschaftsgebäude unbebaut. Im Wegkreuz des Platzes ist ein Brunnen eingezeichnet. Alle Parzellen der übrigen fünf Quartiere sind quadratisch geplant. Erstmals ist hier auf einem Plan eine Windrose zu erkennen, die ersichtlich macht, dass die Straßen nicht nach den Windrichtungen ausgerichtet wurden.

Ebenfalls 1767 erschien ein weiterer Flurplan, in dem zum einen der geplante Ortsgrundriss mit der Quartiereinteilung und dem herausgerückten Gottesacker sowie die Verbindungsstraße zum Vorwerk Döben eingezeichnet sind. Diese Straße teilt zudem die Quartiere I, C und F von den Quartieren H, A und E und ist somit direkt mit dem Grundriss Gnadaus verbunden.

Nachdem man das Herausrücken des Gottesackers aus dem Ortsgrundriss beschlossen hatte, erschien ein weiterer Plan, der bereits die Verlängerung der Gemeinschaftsquartiere G und D und die damit verbundene Wiedereingliederung des Gottesackers in den Ortsgrundriss andeutet. Zudem sind die Gemeinschaftsgebäude genauer eingezeichnet sowie Feuerlöschbecken in den Quartieren H und E, private Brunnen und Anbauten.

Die tatsächliche Streckung der beiden Eckquartiere ist in einem Plan von Paul Günther aus dem Jahr 1783 festgehalten. Zugleich ist im Quartier D noch die ehemalige quadratische Form erkennbar. Der Ausbaustand ist hier wesentlich differenzierter eingezeichnet und als Novum erscheint erstmals die angelegte Allee um den Ort auf einem Plan.

## Ortsbeschreibung

Begonnen wurde die neue Siedlung nicht etwa mit der Umbauung des Platzes, sondern mit einem Wohnhaus an der Ecke Döbener / Felgeleber Straße.<sup>52</sup> Das Haus wurde am 30. Oktober 1767 fertiggestellt und bot Platz für fünf

51 Ebd., S. 63.

52 Ebd., S. 70.

ledige Brüder.<sup>53</sup> Anschließend folgte, ebenfalls in Quartier F, das Gemeinlogis.<sup>54</sup>

Mit der Bebauung der Gemeinschaftsquartiere wurde 1769 mit der Errichtung des Brüderhauses im Quartier D begonnen, fünf Jahre später entstand in Quartier G das Schwesternhaus.<sup>55</sup> Im Jahr 1778 folgte mit einer Unterkunft für die Handwerker, später als „kleines Schwesternhaus“ bezeichnet, die Bebauung des Quartiers B.<sup>56</sup> Am 17. Juni 1781 wurde nach nur sechsmonatiger Bauzeit der Gemeinsaal eingeweiht.<sup>57</sup> Auch hier findet sich das wichtige Gründungsdatum wieder, das gemeinsam mit der Ähnlichkeit des Saales zu dem Gemeinsaal in Herrnhut die Gründungssymbolik des „Neuen Herrnhuts“ widerspiegelt.<sup>58</sup>

Erst im Jahr 1846 wurde die Bebauung von Quartier B zur Platzseite hin mit dem Predigerhaus abgeschlossen.<sup>59</sup> In der Struktur der Gemeinschaftsquartiere hat sich bis heute kaum etwas geändert. Allerdings wurde 1865 zwischen den Schwesternhäusern das Schwestern-Chorsaalgebäude errichtet, wodurch gleichzeitig die Quartiere G und B durch die Überbauung der dazwischenliegenden Straße zusammenschmolzen.<sup>60</sup> Zudem kamen ab 1864 in Quartier G die Anstaltsbauten hinzu.<sup>61</sup>

In der Bebauung der Quartiere ist eine deutliche Hierarchisierung wahrnehmbar. Die größten und architektonisch anspruchsvollsten Gebäude des Ortes sind die Gemeinschaftsbauten, die sich in den nebeneinander befindlichen Quartieren G, H und D befinden. Darunter folgen der Platz und die Wohngebäude.

Die traufständig gebauten Wohngebäude wurden in dem Reisebericht „Reise durch Kursachsen“ von Johann Maass beschrieben: „Alle Häuser sind mit rothen Ziegeln gedeckt, und haben fast eine Größe; sie sind auch fast alle zwei Stock hoch und größtentheils massiv gebaut“.<sup>62</sup> Anfänglich wurden die meisten Gebäude nur einstöckig errichtet, ab 1778 wurde allerdings vereinzelt

---

53 Keßler, Geschichte (wie Anm. 41), S. 2.

54 Findeisen, Architektur (wie Anm. 42), S. 108.

55 Ebd., S. 70.

56 Ebd.

57 Keßler, Geschichte (wie Anm. 41), S. 2.

58 Findeisen, Architektur (wie Anm. 42), S. 63.

59 Ebd., S. 71.

60 Ebd., S. 65.

61 Ebd.

62 Johann Maass, Reise durch Kursachsen in die Oberlausitz nach den Evangelischen Brüdergemeinorten Barby, Gnadau, Herrnhut, Niesky und Kleinwelka. Nebst einer Schilderung des bürgerlichen, religiösen und sittlichen Zustandes der Evangelischen Brüdergemeine, Leipzig 1805, S. 62 f.

auch zweigeschossig gebaut.<sup>63</sup> Die meisten Wohnhäuser haben eine fünfachsige Fassade mit einem Portal in der Mitte.<sup>64</sup> Somit findet sich nicht nur im Grundriss, sondern in der Bebauung selbst eine gewisse Regelmäßigkeit wieder.

Der Platz wurde durch Wege in Kreuzform in vier grasbewachsene, von Hecken umgebene, Karrees geteilt.<sup>65</sup> In der Mitte des Platzes errichtete man einen Brunnen. Auf dem Ortsplan von 1783 sind neben den ersten Häusern auch einige Gartenanlagen zu erkennen. Oftmals sind sie durch kreuzförmig angelegte Wege unterteilt und erinnern dadurch an kleinere Ausgaben des großen Platzes in der Ortsmitte. Die größten Gärten wurden hinter den Gemeinschaftsbauten errichtet.<sup>66</sup> An den Garten hinter dem Gemeinssaal schließt der Gottesacker an. Er wurde innerhalb des quadratischen Grundrisses angelegt, musste aber 1909 aus Platzmangel darüber hinaus erweitert werden.<sup>67</sup> Ein erster Ausbruch aus dem Idealgrundriss war bereits 1895 mit dem Beginn der Bebauung der Bahnhofstraße erfolgt. Diese Verlängerung von der Döbener Straße über den Zinzendorfplatz führte zur Bahnstation an der Strecke Magdeburg – Leipzig, die 1839 gebaut worden war.<sup>68</sup>

Um die Wirtschaft anzukurbeln und der Siedlung eine finanzielle Grundlage zu schaffen, siedelten sich verschiedene Handwerke in Gnadau an. So gab es beispielsweise eine Seifenfabrik, eine Lackierfabrik und eine Lederhandschuhfabrik, die ihre Waren unter anderem nach Russland und Preußen exportierten.<sup>69</sup>

Wie bereits zuvor kurz erwähnt wurde, findet man in Gnadau ein einzigartiges Novum: eine Allee, die den kompletten Ort umgibt. Bereits 1765, also vor dem eigentlichen Baubeginn der Siedlung, hatte Layritz vorgeschlagen, sowohl auf dem Platz und in den Straßen als auch in den Gärten Bäume zu pflanzen, damit die ersten Einwohner bei ihrer Ankunft nicht einen komplett leeren Ort vorfinden würden.<sup>70</sup> Diese Bepflanzung wurde schließlich um den Ortsgrundriss ausgedehnt und 1796 als Allee angelegt.<sup>71</sup> Den gesamten Ort umfassend erinnert sie beinahe an ein Bollwerk. Es stellt sich die Frage, ob sie ein Ausdruck der festen Gemeinschaft der Brüder sein sollte, die nicht durch Fremde gestört werden wollten. Tatsächlich schreibt Mettele, bezogen auf das

---

63 Findeisen, *Architektur* (wie Anm. 42), S. 110.

64 Ebd.

65 Keßler, *Geschichte* (wie Anm. 41), S. 3.

66 Findeisen, *Architektur* (wie Anm. 42), S. 126.

67 Ebd., S. 128.

68 Ebd., S. 65.

69 Maass, *Reise* (wie Anm. 62), S. 74.

70 Findeisen, *Architektur* (wie Anm. 42), S. 70.

71 Keßler, *Geschichte* (wie Anm. 41), S. 3.

Leben innerhalb der Gemeinde, dass man versuchte, „sich von einer als gottlos erlebten Außenwelt loszulösen“.<sup>72</sup> Schon in der Erziehung der jüngsten Gemeindemitglieder wollte Zinzendorf beispielsweise vermeiden, dass die Kinder durch Fremde schlechten Einflüssen ausgesetzt wurden.<sup>73</sup> Bevor Fremde als neue Mitglieder in eine Gemeinde angenommen wurden, mussten sie außerdem für eine gewisse Zeit auf Probe im Ort leben.<sup>74</sup> Doch zugleich war die Brüdergemeine immer auch eine sehr offene Gemeinschaft. Schon die Urgemeinde in Herrnhut setzte sich aus Menschen mit vielen verschiedenen Konfessionen zusammen. Gäste wurden immer willkommen geheißen und kamen oft im Gemeinlogis unter. So wird in dem Bericht „Reise durch Kursachsen“ der große sonntägliche Besuch von etwa 100 Gemeindemitgliedern und vielen Nicht-Mitgliedern aus der Umgebung beschrieben.<sup>75</sup> Für die adligen Besucher wurden im Gnadauer Saal auf der Schwesternseite extra zwei Logen angebracht, damit sie sich nicht, wie es unter den adligen Gemeindemitgliedern die Regel war, im Gottesdienst unter das gemeine Volk mischen mussten. Zudem war der Kontakt zur Außenwelt natürlich notwendig, um den Handel aufrechtzuerhalten, der schließlich die Basis des wirtschaftlichen Lebens bildete. Die Allee als Abgrenzung und Bollwerk gegen Fremde zu sehen, erscheint aus diesen Gründen eher abwegig.

Layritz plante schon früh die Bepflanzung des Ortes aus optischen Gründen. So wurde die Allee laut Ehbrecht angepflanzt, um den Ort gegen die öde Magdeburger Börde abzugrenzen, eine Theorie, die durchaus berechtigt ist und den Zweifel an der These der Allee als Abgrenzung bestärkt.<sup>76</sup> Doch diesen Dienst hätte auch ein einfacherer Ring aus Bäumen getan. Es ist also zu vermuten, dass der bepflanzte Weg um Gnadau angelegt wurde, um sich bei einem Spaziergang zu erholen. Wie es die Gnadauer mit dieser Tätigkeit hielten, wird in der „Reise durch Kursachsen“ geschildert: Zu jeder Tageszeit war es auf den Straßen still, da die Einwohner mit ihrer Arbeit beschäftigt waren und nicht ohne Grund das Haus verließen, weshalb man „niemals, am allerwenigsten des Sonntags, Leute antreffen [wird], die auf den Gassen herum schwärmen“.<sup>77</sup> Müßiggang schien verpönt, doch gab es wohl trotzdem die eine oder andere Gelegenheit zum Spaziergang, die genauer beschrieben wird: Die Schwestern „dürfen z. B. nicht allein spazieren gehen, sondern werden immer von drei Personen begleitet, wovon die eine etwas ältlich seyn muss.

---

72 Mettele, Weltbürgertum (wie Anm. 17), S. 63.

73 Hahn/Reichel, Zinzendorf (wie Anm. 3), S. 277.

74 Mettele, Weltbürgertum (wie Anm. 17), S. 49.

75 Maass, Reise (wie Anm. 62), S. 63.

76 Ehbrecht, Städteatlas (wie Anm. 25), S. 14.

77 Maass, Reise (wie Anm. 62), S. 64.

Auch dürfen sie sich nicht weiter als eine halbe Stunde vom Orte entfernen.<sup>78</sup> Zudem gingen Brüder und Schwestern nie zusammen spazieren, sondern nur getrennt, an jeweils dafür vorgesehenen Tagen.<sup>79</sup>

Theodor Bechler schreibt, dass die Brüder und Schwestern zur Erholung Ausflüge und Wagenfahrten in die Natur unternahmen, Spaziergänge in der Anfangszeit jedoch unüblich waren, da man dafür einfach keine Zeit fand.<sup>80</sup> Später jedoch legte man für den Aufenthalt im Freien extra parkähnlich gestaltete Erholungsgebiete an.<sup>81</sup> Die Ausführlichkeit, mit der im Reisebericht über das Spaziergehen berichtet wird, lässt darauf schließen, dass dies durchaus praktiziert wurde und die Allee dafür einen geeigneten Platz bot.

## Idealstadtutopien: Begriffe und Anfänge der Stadtplanung

Bei den Entwürfen von Idealstadtutopien ging es darum, utopische, also nicht reale Orte in Verbindung mit idealen Gesellschaftsentwürfen zu schaffen, die die sozialen Missstände aufhoben.<sup>82</sup>

Die Kritik an der Realität führte zum Entwurf einer neuen und besseren Welt.<sup>83</sup> Eng verbunden mit dieser ist die Vorstellung der Idealstadt, in ihrer mathematisch exakten Form spiegeln sie die Wünsche ihrer Zeit wider.<sup>84</sup> Die Planung der Städte begann mit der Schaffung von geometrischen Symbolen, die sich schließlich nicht mehr nur künstlerischen, sondern vor allem funktionalen Bedürfnissen unterordnen mussten.<sup>85</sup> Bei der Entwicklung von Idealstadtentwürfen ging es also nicht nur darum, einen mustergültigen Grundriss mit entsprechendem Stadtbild zu entwerfen, sondern vor allem um die Realisierung einer Staats- oder Sozialutopie in der Stadt.<sup>86</sup> Eine Idealstadt würde somit ohne eine Utopie keinen Sinn erfüllen, sie ist ein „paradoxe Realisierungsversuch einer Utopie“.<sup>87</sup>

Erst im 15. Jahrhundert begann man, sich mit der Theorie des Städtebaus zu beschäftigen.<sup>88</sup> Die mittelalterliche Stadt war von Chaos und Unordnung geprägt gewesen und nun begann man eine geplante, rationale Stadt mit der

---

78 Ebd., S. 75.

79 Ebd., S. 76.

80 Bechler, Ortsgeschichte (wie Anm. 13), S. 179.

81 Ebd.

82 Gerd De Bruyn, Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken, Basel/Berlin/Boston 2000, S. 53.

83 Ebd., S. 53 f.

84 Georg Münter, Idealstädte. Ihre Geschichte vom 15.–17. Jahrhundert, Berlin 1957, S. 7.

85 De Bruyn, Diktatur (wie Anm. 82), S. 28.

86 Hanno-Walter Kruft, Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zwischen Staatsutopie und Wirklichkeit, München 1989, S. 10.

87 Ebd., S. 9.

88 Carsten Jonas, Die Stadt und ihre Geschichte. Utopien und Modelle und was aus ihnen wurde, Berlin 2015, S. 85.

Vorstellung einer moralischen, besseren Gesellschaft in Verbindung zu setzen.<sup>89</sup> Selbst der Verweis auf das himmlische Jerusalem konnte von dem mittelalterlichen Chaos nicht ablenken.<sup>90</sup> Die Stadt wird in der Bibel im 21. Kapitel der Offenbarung des Johannes beschrieben. Die in quadratischer Form angelegte Stadt ist von einer Mauer mit zwölf Toren, drei an jeder Seite, umgeben. Sie besteht ganz und gar aus wertvollen Materialien, wie Gold, Edelsteinen und Perlen. Es gibt keine einzige Lichtquelle, da Gott selbst das Licht ist. Zudem darf kein Sünder die Stadt betreten.

Die Vorstellungen vom irdischen Jerusalem als dem Zentrum der Welt und dem „Himmlischen Jerusalem“ verschmolzen immer wieder miteinander.<sup>91</sup> Trotzdem wurde im Mittelalter nie eine reale Stadt nach dem Vorbild des himmlischen Jerusalem errichtet.<sup>92</sup>

### Thomas Morus’ „Utopia“

Der Engländer Thomas Morus veröffentlichte 1516 seinen Roman „Utopia“. Es handelt sich dabei um einen fiktiven Reisebericht des Portugiesen Raphael Hythlodius, der einige Jahre auf der Insel lebte.

Neben der Schilderung des Staates Utopia beschreibt Morus die Hauptstadt Amaurorum. Sie ist eine von 54 sich gleichenden Städten, die auf einer halbmondförmigen Insel liegen.<sup>93</sup> Die Hauptstadt ist über einem quadratischen Grundriss erbaut.<sup>94</sup> Zuerst schildert Morus ihre Befestigung durch eine Mauer mit Türmen und Bollwerken, die zusätzlich an drei Seiten von einem mit Dornbüschen bewachsenen Graben und einem Fluss an der vierten Seite umgeben ist.<sup>95</sup> Anschließend beschreibt er die Stadt selbst. Die Straßen sind entgegen den Windrichtungen angelegt, sodass sie dem Verkehr angepasst sind und zugleich Windschutz bieten, ein Umstand, den man, ebenso wie den quadratischen Grundriss auch in Gnadau vorfindet.

Zu den dreistöckigen Häusern äußert sich Thomas Morus wie folgt: „Die Gebäude sind keineswegs unansehnlich; man übersieht ihre lange und durch den ganzen Straßenzug zusammenhängende Reihe, wenn man der Vorderseite der Häuser gegenübersteht“.<sup>96</sup> Hierbei handelt es sich wohl um eine Bebauung mit identischen Zeilenhäusern.<sup>97</sup> Zwischen den Rückseiten zweier

---

89 Ebd., S. 86

90 Ebd., S. 85.

91 Ebd., S. 86.

92 Ebd., S. 63.

93 Thomas Morus, *Utopia*, Stuttgart 2003, S. 58 f.

94 Ebd., S. 62.

95 Ebd., S. 63.

96 Ebd.

97 Kruf, *Städte* (wie Anm. 86), S. 68.

Häuserreihen ist ein Garten angelegt, während zwischen den Vorderfronten eine Straße verläuft.<sup>98</sup>

Eine Besonderheit findet sich in den zweiflügeligen Haustüren. Diese lassen sich mit nur leichtem Druck öffnen und schließen von selbst, „so weit geht die Beseitigung des Privateigentums“, schreibt Morus.<sup>99</sup> Außerdem wechseln sie alle zehn Jahre durch Auslosung den Besitzer.<sup>100</sup>

Der Roman wird oft als erste Staatsutopie der Neuzeit angesehen.<sup>101</sup> Der Einfluss des Buches war so groß, dass man begann, Entwürfe einer fiktiven, besseren Gesellschaft als „Utopie“ zu bezeichnen.<sup>102</sup>

Denn genau darum ging es Thomas Morus bei seinem Roman, um die Erschaffung einer sozial gerechteren Welt.<sup>103</sup> Sinnbild dieser sozialistischen Staatsutopie ist das Stadtkonzept mit einem immer wiederkehrenden, festgelegten Bebauungsschema, das sich im quadratischen Grundriss, den vier identisch aussehenden Stadtteilen, sowie den für jedermann offenen Zeilenhäusern widerspiegelt. Kruft bezeichnet Morus als Begründer dieses „ästhetisch interpretierten Stadtkonzept[s]“.<sup>104</sup>

### Albrecht Dürers „Befestigungslehre“

Das bebilderte Traktat „Etliche underricht zu befestigung der Stett, Schloß und flecken“ von Albrecht Dürer erschien 1527. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Schloss und der Residenzstadt.

Dürer entwirft eine Stadt auf quadratischem Grundriss. Die Straßen richten sich nach den vier Himmelsrichtungen, damit sie ausreichend belüftet werden.<sup>105</sup> Die Stadt ist in drei Bereiche gegliedert: Im Zentrum steht das Schloss, das von Wohnhäusern umgeben ist. Zusätzlich wird die gesamte Stadt von verschiedenen Fortifikationsanlagen umgeben.<sup>106</sup>

Das mittig platzierte Schloss ist von Mauern und Gräben eingefasst und somit nicht mit der Stadt selbst verbunden. Ebenso wie in Gnadau wird auch hier der Schwerpunkt auf die Stadtmitte gelegt. Allerdings geschieht dies bei Dürer durch den Schlossbau, wohingegen in brüderischen Siedlungen die Mitte für Jesus Christus als wichtigstes Gemeindeglied symbolisch frei blieb.

---

98 Morus, Utopia (wie Anm. 93), S. 63.

99 Ebd.

100 Ebd.

101 Ebd., S. 68.

102 Ebd.

103 Ebd.

104 Ebd., S. 69.

105 Christa Koch, Albrecht Dürer. Unterricht zur Befestigung, in: Hubertus Günther, Deutsche Architekturtheorie zwischen Gotik und Renaissance, Darmstadt 1988, S. 180–193, hier: S. 184.

106 Ebd.

Durch seine enorme Größe bleibt zwischen dem Schloss und der Stadtmauer nur ein etwa 200 Meter breiter Streifen übrig, der für die Bebauung mit Wohnhäusern gedacht ist.<sup>107</sup> Diesem liegt ein rechtwinkliges Straßennetz zugrunde.<sup>108</sup> Die Häuser sind als zweizeilige Reihenhausböcke angeordnet, die sich wiederum aus rechteckigen Einzelbauten zusammensetzen.<sup>109</sup> Die Kirche, im Mittelalter noch im Zentrum der Stadt, wird nun in einer Ecke der Anlage platziert, wohl eine Auswirkung der Reformation.<sup>110</sup> Direkt am zentralen Marktplatz gelegen befinden sich das Rathaus, Handelshäuser und Wohnhäuser der reichen und adligen Bürger.<sup>111</sup> Drei Viertel der Bevölkerung bestehen aus Handwerkern, die ausgehend von ihrer sozialen Stellung und ihren beruflichen Tätigkeiten zusammen arbeiten und leben.<sup>112</sup> In der Bebauung der Stadt ist somit eine klare soziale Schichtung zu erkennen.

Diese Hierarchisierung der gesamten Stadtanlage, sowie der Schwerpunkt auf den Fortifikationsanlagen in Dürers kompletter „Befestigungslehre“ lassen sich aus den gegebenen Zeitumständen erklären. Bereits sechs Jahre vor Drucklegung des Traktates hatte das türkische Heer die ungarische Grenze erreicht.<sup>113</sup> Auf dem Nürnberger Reichstag 1522 wurde darum eine Kommission ins Leben gerufen, die über geeignete Abwehrmaßnahmen nachdenken sollte.<sup>114</sup> Albrecht Dürer wurde schließlich damit beauftragt, für den im Jahr 1526 in Speyer stattfindenden Reichstag ein Konzept für eine befestigte Stadt vorzulegen,<sup>115</sup> denn der im selben Jahr zum König von Ungarn gekrönte Ferdinand I., betrachtete die Sicherung der ungarischen Grenze gegen das feindliche Heer der Türken als seine Hauptaufgabe.<sup>116</sup> Bei Dürers „Befestigungslehre“ handelt es sich damit um eine, Ferdinand I., dem König von Ungarn und Böhmen, gewidmete, Auftragsarbeit mit dem Ziel eine Stadt zu entwerfen, die sich mit militärischer Ausstattung gegen die Feinde behaupten könnte.<sup>117</sup> Im Gegenteil zu Thomas Morus versucht Dürer nicht gleichzeitig eine ideale Staatsform zu entwerfen. Seine Stadtplanung hat er gänzlich aus praktischen Gründen entwickelt.<sup>118</sup> Das Schloss bildet den Mittelpunkt der

---

107 Münter, *Idealstädte* (wie Anm. 84), S. 66.

108 Koch, Dürer (wie Anm. 105), S. 184.

109 Ebd.

110 Jonas, *Stadt* (wie Anm. 88), S. 103.

111 Mike Kortmann, *Die Quadratur des Kreises. Johann Valentin Andreaes Christianopolis*, Hamburg 2007, S. 142.

112 Koch, Dürer (wie Anm. 105), S. 184.

113 Ebd., S. 180.

114 Ebd.

115 Kortmann, *Quadratur* (wie Anm. 111), S. 141.

116 Koch, Dürer (wie Anm. 105), S. 180.

117 Kortmann, *Quadratur* (wie Anm. 111), S. 141.

118 Koch, Dürer (wie Anm. 105), S. 185.



Stadt. Sowohl seine Mauern, als auch die Verteidigungsanlagen der Stadtmauer dienen dem Schutz des Königs.<sup>119</sup> Die Macht und Bedeutung des Herrschers drücken sich zudem in den Größenverhältnissen der Gebäude aus. Als Beispiel sei hier das Schloss zu nennen, das 25 Mal so groß ist wie das Rathaus.<sup>120</sup>

Trotz dieser zwei elementaren Unterschiede zum Idealstadtentwurf von Morus lassen sich auch einige Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Plänen erkennen. So sind beide Städte über quadratischem Grundriss und mit Zeilenbebauung geplant.

Zudem ist durchaus die Möglichkeit gegeben, dass Dürer die Schriften von Thomas Morus selbst gelesen hatte. Im Jahr 1520 reiste er in die Niederlande, wo er auch mit Erasmus von Rotterdam zusammentraf, eben jenem Mann, dem Morus elf Jahre zuvor sein Traktat gewidmet hatte.<sup>121</sup>

Ob je geplant war, Dürers Plan auszuführen ist fraglich. Ehrenfried Kluckert geht davon aus, dass er „wohl eher Ausdruck philosophischer Überlegungen, als die Grundlage einer konkreten Planung sei“.<sup>122</sup>

### Heinrich Schickhardts Entwürfe für „Freudenstadt im Schwarzwald“

Im Jahr 1599 wurde Heinrich Schickhardt von Herzog Friedrich mit der Planung und dem Bau der Stadt Freudenstadt im Schwarzwald beauftragt. Bereits seit 1586 setzte sich der Herzog für die Hugenotten in Paris ein und wollte nun mit der neuen Stadt protestantischen Flüchtlingen aus der Steiermark und Kärnten eine Heimat geben.<sup>123</sup> Der Bau einer Ortsanlage für Exulanten erinnert stark an die Beweggründe für die Erbauung Herrnhuts.

Neben der Bergwerkstadt Marienberg im Erzgebirge war Freudenstadt die erste Planstadt in Deutschland.<sup>124</sup> Während der Planungsphase gab es immer wieder Änderungen im Bebauungsplan, da der Herzog und sein Baumeister unterschiedliche Vorstellungen über die Gestaltung der Stadt hatten.

Schickhardt legte seinen ersten Entwurf 1599 vor. Dieser sieht einen quadratischen Grundriss und die Einteilung der Stadt in neun Quartiere vor, welche durch die Straßen gebildet werden. Als Marktplatz dient das mittige Quartier, das von den restlichen acht umgeben ist. In einer Ecke der Stadt befindet sich das Schloss und in einer diagonalen Achse vom Schloss über den Markt folgt im gegengesetzten Quartier eine Kirche.<sup>125</sup> Die Gebäude sind in Blöcken

---

119 Ebd., S. 185.

120 Ebd.

121 Krufft, Städte (wie Anm. 86), S. 70.

122 Ehrenfried Kluckert, Auf dem Weg zur Idealstadt. Humanistische Stadtplanung im Südwesten Deutschlands, Stuttgart 1998, S. 60.

123 Krufft, Städte (wie Anm. 86), S. 72.

124 Ebd.

125 Ebd., S. 73.

zusammengefasst und mit einem Garten oder Hof in der Mitte des Blocks ausgestattet.<sup>126</sup>

Herzog Friedrich forderte von Schickhardt einen überarbeiteten Plan.<sup>127</sup> Anders als im ersten Entwurf, der in seiner Quartiereinteilung und Bebauung einige Parallelen zu Gnadau aufweist, soll nun die, im ersten Plan lediglich für einen Streifen entlang der Stadtmauer geplante, Zeilenbebauung im gesamten Stadtgebiet angewendet werden. Dafür verzichtet man auf die zu den Häusern gehörigen Höfe und Gärten.<sup>128</sup> Die Gebäude werden in insgesamt fünf Zeilen um den zentralen Platz angelegt. Das neue Straßennetz besteht aus parallel zu den Stadtmauern verlaufenden Straßen sowie vier Ausfallstraßen, die die Häuserzeilen durchbrechen und sich im zentralen Quartier treffen.<sup>129</sup>

Dem Herzog missfiel jedoch die Ecklage des Schlosses, das er lieber in der Mitte der Stadt sehen wollte.<sup>130</sup> Heinrich Schickhardt legte deshalb um 1600 den sogenannten „Dreizeilenplan“ vor. Die Anzahl von fünf Häuserzeilen ist auf drei minimiert. Die größte Veränderung ist jedoch die vom Herzog gewünschte Verlagerung des Schlosses in die Stadtmitte. Es ist als Wasserschloss in einem Winkel von 45° zur Stadt konzipiert.<sup>131</sup> In die Häuserzeilen um den Marktplatz werden das Rathaus, ein Hospital, ein Kaufhaus, sowie die Kirche integriert, letztere zwei Gebäude sind als rechtwinklige Winkelhakenbauten angelegt.<sup>132</sup>

Aufgrund des großen Zuzugs legte Schickhardt 1604 den „Fünfzeilenplan“ vor, in welchem die Häuserzeilen um zwei weitere Reihen erweitert werden. Es ist zu erkennen, dass weniger Wert auf eine starke Befestigung der Stadt gelegt wird, wie sie beispielsweise im Dreizeilenplan zuvor noch mit Eckbastionen und Torbasteien geplant worden war.<sup>133</sup> Dieser Fakt und die zudem strategisch ungünstige Lage des Schlosses zeigen, dass man schon vor Baubeginn der Stadt die militärischen Überlegungen hinten anstellte.<sup>134</sup>

Herzog Friedrich verfolgte mit dem Bau von Freudenstadt verschiedene Ziele. Es ging ihm nicht um die Umsetzung eines Idealstadtplanes, sondern um den Bau einer „pragmatischen Wohnstadt“.<sup>135</sup> Das Ziel war es, die

---

126 Ebd.

127 Münter, *Idealstädte* (wie Anm. 84), S. 76.

128 Kluckert (wie Anm. 122), S. 64.

129 Münter, *Idealstädte* (wie Anm. 84), S. 76.

130 Kluckert, *Idealstadt* (wie Anm. 122), S. 67.

131 Kortmann, *Quadratur* (wie Anm. 111), S. 144.

132 Ebd.

133 Ebd.

134 Krufft, *Städte* (wie Anm. 86), S. 74.

135 Kluckert, *Idealstadt* (wie Anm. 122), S. 63.

sozialen und auch ästhetischen Zustände im Herzogtum zu reformieren.<sup>136</sup> Durch die Regelmäßigkeit in der Bebauung sollte diese Ordnung entstehen.<sup>137</sup>

Vor allem ging es dem Herzog aber um die Demonstration seiner merkantilistisch-absolutistischen Politik.<sup>138</sup> Diese wurde vor allem durch die Ansiedlung von Bergleuten und Glaubensflüchtlingen unterstrichen.<sup>139</sup> Zugleich wurde die Stadt damit zum Symbol des protestantischen Glaubens in Württemberg zwischen dem katholischen Frankreich und Habsburg.<sup>140</sup>

In den Plänen von Heinrich Schickhardt lassen sich einige Überschneidungen mit den Stadtplanungen von Thomas Morus und Albrecht Dürer finden. So legte Schickhardt selbst großen Wert auf die zu den Häusern gehörigen Gärten und Höfe, wie es ebenso auch im Traktat von Morus zu lesen ist.<sup>141</sup> Sein Auftraggeber Herzog Friedrich I. teilte diese Meinung nicht, weshalb die Gärten in den späteren Planungsphasen auch keinen Platz mehr fanden. Oft wird in dem quadratischen Grundriss der Stadtanlage ein direkter Verweis auf Dürers Stadtentwurf gesehen.<sup>142</sup>

Der endgültige Entwurf für die Stadt wurde nie vollständig ausgeführt. So hat man beispielsweise Teile der Befestigung und den Bau des Schlosses nie in Angriff genommen.<sup>143</sup>

### Johann Valentin Andreaes „Christianopolis“

Der württembergische Pfarrer Johann Valentin Andreae veröffentlichte 1619 seine Schrift „Reipublicae christianopolitanae descriptio“. Darin beschreibt er die fiktive Stadt Christianopolis, die sich auf der Insel Caphar Salama, zu Deutsch „Friedensdorf“ befindet.<sup>144</sup>

Die Stadt ist über einem quadratischen Grundriss erbaut und von einer Stadtmauer mit vier Toren umgeben. Sie ist nach den Windrichtungen ausgerichtet, damit „man freier und durchstreichender Luft genießen kann“. <sup>145</sup> In der Mitte der Anlage befindet sich der Marktplatz mit einem zentral angelegten Rundbau. Im unteren Stockwerk ist die Kirche und im Obergeschoss der Ratssaal untergebracht.<sup>146</sup> Der Platz wird von vier Häuserzeilen umgeben, die an allen Seiten der Stadt entlang führen und lediglich durch ein Tor in der

---

136 Ebd., S. 60.

137 Ebd., S. 65.

138 Krufft, Städte (wie Anm. 86), S. 72.

139 Ebd.

140 Ebd.

141 Ebd., S. 73.

142 Koch, Dürer (wie Anm. 105), S. 186, sowie Münter, Idealstädte (wie Anm. 84), S. 77.

143 Münter, Idealstädte (wie Anm. 84), S. 78.

144 Krufft, Städte (wie Anm. 86), S. 79.

145 Richard van Dülmen, Joh. Valentin Andrea. Christianopolis, Stuttgart 1972, S. 47.

146 Krufft, Städte (wie Anm. 86), S. 79.

Mitte jeder Seite durchbrochen sind. Jedem der vier Häuser schreibt Andreae eine genaue Funktion zu. Das äußere Gebäude dient den handwerklichen und landwirtschaftlichen Tätigkeiten, die zwei mittleren Reihen bieten Wohnraum und das innere beherbergt das Collegium.<sup>147</sup> Alle Gebäude sind dreistöckig gebaut und sehen durchgängig gleich aus.<sup>148</sup> Zwischen ihnen sind zum Schutz Feuermauern errichtet und an den Wohnhäusern befinden sich kleine Gärten.<sup>149</sup>

Das Werk Andreaes wird mit einem Psalm auf der Titelseite eingeleitet. Schon an dieser Stelle kommt zum Ausdruck, welches Ziel Andreae mit seiner Utopie verfolgt: Er will eine ideale Religionsgemeinschaft auf der Basis einer christlich-bürgerlichen Gesellschaftsordnung gründen.<sup>150</sup> Das Christentum soll zum Zentrum des Lebens werden.<sup>151</sup> Um dies zu erreichen, sollen die Einwohner von Christianopolis gottgefällig in der Nachfolge Christi leben.<sup>152</sup>

Obwohl sich die Entwürfe für Christianopolis und Gnadau in den baulichen Gegebenheiten weniger ähnlich sind, findet man vor allem in diesem Bild der idealen religiösen Gemeinschaft große Ähnlichkeiten. Andreae will mit seiner Stadt einen Ort schaffen, dem durch das Ausleben der christlichen Tugenden das Wohlwollen Gottes zuteilwird.<sup>153</sup> Sein Ziel war nicht die Verwirklichung und Ausführung seiner Pläne, sondern die Verbesserung der herrschenden Zustände durch ein gottgefälliges Leben in der Nachfolge Jesu Christi.<sup>154</sup> Andreae weist in seiner Schrift sogar explizit auf deren Fiktionalität hin und erwähnt in diesem Zusammenhang die „Utopia“ von Thomas Morus, die ja ebenfalls fiktiv ist.<sup>155</sup> Es wird vermutet, dass Andreae durch Morus inspiriert wurde.<sup>156</sup> Ein Hinweis darauf ist dessen namentliche Nennung im Zusammenhang mit dem fiktiven Charakter beider Schriften.

Doch auch Einflüsse anderer Utopisten sind erkennbar. So bezeichnet Andreae sich selbst als großen Verehrer von Albrecht Dürer und kannte oder besaß wohl auch die meisten seiner Schriften.<sup>157</sup>

Zwischen Andreae und Heinrich Schickhardt gab es sogar persönliche Verbindungen. Beide stammten aus Herrenberg in Württemberg und es gab freundschaftliche Beziehungen zwischen den Familien.<sup>158</sup>

147 Ebd., S. 79.

148 Van Dülmen, *Christianopolis* (wie Anm. 145), S. 47.

149 Ebd.

150 Ebd., S. 12.

151 Ebd., S. 15.

152 Kortmann, *Quadratur* (wie Anm. 111), S. 64.

153 Van Dülmen, *Christianopolis* (wie Anm. 145), S. 14 f.

154 Ebd., S. 14.

155 Ebd., S. 35.

156 Kortmann, *Quadratur* (wie Anm. 111), S. 91.

157 Ebd., S. 140.

158 Krufft, *Städte* (wie Anm. 86), S. 79.

Ein persönlicher Austausch zwischen dem Baumeister und dem Utopisten ist also durchaus denkbar.

Man könnte in den Plänen für Freudenstadt einen formalen Ausgangspunkt für Christianopolis sehen.<sup>159</sup> Es wird vermutet, dass der Dreizeilenplan von Schickhardt die Basis für Christianopolis bildete. So überschneiden sich die beiden Pläne nicht nur in ihrem quadratischen Grundriss und der Befestigungsanlage, sondern stimmen auch in ihren Proportionen überein.<sup>160</sup>

Mit der Planung von Freudenstadt ging jedoch nicht die Gründung einer neuen Gesellschaftsform einher. Andreae nahm deshalb Schickhardts Pläne und fügte ihnen rationale und funktionale Elemente hinzu.<sup>161</sup>

## Brüdergemeine und Idealstadtutopien: Anwendung der Utopien in Gnadau

Welche Unterschiede und vor allem Gemeinsamkeiten gab es nun zwischen den Plänen zu Gnadau und den baulichen und sozialen Vorstellungen der vorgestellten Idealstadtutopien?

Andreas Richter sieht deutliche Parallelen zwischen der brüderischen Siedlung und der Darstellung des himmlischen Jerusalems in der Offenbarung des Johannes. Zum einen sind beide Städte über einem quadratischen Grundriss errichtet, zum anderen spiegeln sich die 12 Tore Jerusalems, mit drei Eingängen pro Seite, zwar nicht in der Anzahl der Zugänge zu Gnadau, jedoch in der Menge der Gebäude pro Platzseite wider.<sup>162</sup> Zudem gibt es im „Himmlichen Jerusalem“ keinen Tempel. Somit steht nicht ein bestimmtes Gebäude, sondern Gott und Jesus Christus als das Lamm im Mittelpunkt.<sup>163</sup> Dies wiederum spiegelt sich auch in dem leeren Platz von Gnadau und anderen brüderischen Orten wider, in denen Jesus selbst das Zentrum ist.

Auch Klaus Richter behauptet, die Brüder hätten die biblische Stadt mit ihrem quadratischen Grundriss als Vorbild für ihre eigenen Siedlungen genommen.<sup>164</sup> Dem himmlischen Jerusalem liegt jedoch eine komplizierte Arithmetik zugrunde, die sich aus den Zahlen 3, 4, 7 und 12 zusammensetzt und in Gnadau nicht umgesetzt wurde.<sup>165</sup> Auch mit dem Idealstadtentwurf von Thomas Morus gibt es einige Übereinstimmungen. So findet sich auch in seinem Plan ein quadratischer Grundriss. Eine große Gemeinsamkeit ist die Ausrichtung der Straßen entgegen der Windrichtungen, sowie die Berücksich-

---

159 Ebd., S. 79.

160 Kortmann, *Quadratur* (wie Anm. 111), S. 144 f.

161 Ebd., S. 147.

162 Richter, *Siedlungen* (wie Anm. 33), S. 7.

163 Ebd.

164 Richter, *Baugeschichte* (wie Anm. 2), S. 29.

165 Richter, *Siedlungen* (wie Anm. 33), S. 6.

tigung von Platz für private Gärten. Abgesehen von diesen drei Punkten weisen beide Stadtanlagen auch einige Unterschiede auf. Morus hatte die Vorstellung von einer Befestigungsanlage, sowie einer Bebauung mit dreistöckigen Zeilenhäusern, die man so in Gnadau nicht vorfindet.

Auch Albrecht Dürer beschreibt in seiner „Befestigungslehre“ einen quadratischen Grundriss, sowie einen zentralen Platz, der von Häusern umgeben ist. Dies sind jedoch schon die einzigen Gemeinsamkeiten mit Gnadau, denn in diesem Ort findet man weder nach den Himmelsrichtungen gerichtete Straßen, ein zentral gelegenes Schloss, noch Reihenhäuser vor. Zudem legte Dürer, wie es der Titel seines Traktates schon sagt, viel Wert auf die Befestigung der Stadt. Wie bereits zuvor untersucht, hat die Allee um Gnadau wenig mit einer Mauer zu tun, sodass auch hier keine Parallele erkennbar ist.

Der erste Entwurf für Freudenstadt von Heinrich Schickhardt bietet abseits des quadratischen Grundrisses schon mehr Vergleichspotenzial mit Gnadau. Sein Plan sah eine Aufteilung der Stadt in acht Quartiere um ein neuntes, mittleres vor. Wie Thomas Morus maß auch Schickhardt den Gärten wieder mehr Bedeutung bei. Die Kirche wurde zwar in eine Ecke des zentralen Marktplatzes platziert, und nicht mittig an der Platzseite wie in Gnadau, aber anders als bei Dürer, der sie in die äußere Ecke der Stadt verbannte, immerhin direkt am Markt. Von den nachfolgenden Plänen des Herzogs weicht Gnadau schon mehr ab, denn die Zeilenbebauung und vor allem das prominent in der Stadtmitte platzierte Schloss haben mit der brüderischen Siedlung nicht mehr viel gemein.

Die Entwürfe von Johann Valentin Andreae für Christianopolis basierten ebenfalls auf einem quadratischen Grundriss. Jedoch plante auch er die Bebauung mit Zeilenhäusern, die dennoch Platz für Gärten ließen. Wie Dürer richtete auch Andreae die Straßen nach den Himmelsrichtungen aus, stimmte also auch in diesem Punkt nicht mit den Plänen für Gnadau überein. Der Marktplatz wurde zentral angelegt, aber mit einem runden Kirchenbau in der Mitte versehen. Dies widerspricht der Ansicht der Herrnhuter Brüdergemeine, die Mitte für Christus freizuhalten.

Neben den baulichen Gegebenheiten ist es auch interessant, Gnadau und die utopischen Stadtentwürfe in ihren sozialen Ansprüchen zu untersuchen. Sowohl in der Vorstellung des „Himmlischen Jerusalems“ als auch in Gnadau stehen Gott und Jesus Christus im Mittelpunkt, in der biblischen Stadt als Lichtquelle, in der brüderischen Siedlung als Lebensquelle.

Thomas Morus wollte mit seinem Roman einen Vorschlag für die Gestaltung einer sozial gerechteren Welt liefern. Einen Versuch der Umsetzung findet man in brüderischen Siedlungen, vor allem in der Form der Chorghäuser, die es ermöglichten, dass alle Mitglieder gleichberechtigt zusammen leben konnten.

Die Befestigungslehre Dürers entstand aus rein strategischen Gründen und sah eine Stadt vor, die mit starken Fortifikationsanlagen jedem feindlichen Angriff standhalten sollte. Zudem ist seine Stadt einer klaren sozialen Hierarchisierung unterworfen. Der Adel und die reichen Bürger wohnen

direkt am Marktplatz, während die Arbeiter eher am Stadtrand leben. Mit dem Anspruch, in Gnadau eine soziale Gleichheit, sowie eine christliche Gemeinschaft aufzubauen hat Dürers Entwurf nichts zu tun.

Ähnlich wie die ersten Siedlungen der Brüdergemeine, wurde auch Freudenstadt im Schwarzwald für protestantische Glaubensflüchtlinge geplant. Der Hintergedanke mag bei Herzog Friedrich ein etwas anderer gewesen sein, nämlich die Machtdemonstration seines protestantischen Gebietes zwischen den angrenzenden katholischen Ländern.

Mit Gnadau hat dieser Ort gemein, dass man versuchte, die sozialen Lebensumstände der Bewohner zu verbessern. Andreae plante die Erschaffung einer idealen Religionsgemeinschaft. Dieses Ziel wurde auch mit Gnadau verfolgt. Durch die Regelmäßigkeit der Bebauung, das gemeinschaftliche Zentrum und den symbolhaften leeren Platz, wurde dieses Ideal umgesetzt.

### Kenntnis der Utopien in der Brüdergemeine

Die einzige bekannte direkte Verbindung zwischen der Brüdergemeine und einem Utopisten besteht in der Bekanntschaft des Bischofs der böhmischen Brüdergemeine, Johann Amos Comenius mit Johann Valentin Andreae. Um 1628 begann Comenius den Kontakt zu anderen Pädagogen in Deutschland zu suchen, wodurch ein Briefaustausch mit Andreae entstand.<sup>166</sup> Der junge Böhme war besonders an Informationen über Andreaes Entwürfe einer christlichen Gesellschaft interessiert.<sup>167</sup> Comenius erwähnte seinen Lehrer oft in seinen eigenen Schriften und hielt so viel auf ihn, dass er zwei Jahre nach dessen Tod versuchte an seine Schriften, unter anderem die „Christianopolis“, zu gelangen.<sup>168</sup>

Johann Amos Comenius starb dreißig Jahre vor Zinzendorfs Geburt. Dennoch kannte der Graf zumindest einige seiner Schriften, durch die er beispielsweise die Geschichte der Brüder-Unität kennenlernte.<sup>169</sup> Ob er dabei jedoch auch dessen Schriften über Andreae und seine Idealstadt studierte, ist nicht überliefert. Allerdings erschien 1741 eine deutsche Übersetzung der „Christianopolis“ von David Samuel Georgi. Ein großes Interesse daran hatte August Hermann Francke, ein Lehrer Zinzendorfs in Halle.<sup>170</sup> Möglicherweise gab er seine Begeisterung für das Traktat an seinen Schüler weiter.

Ulrike Carstensen untersuchte das Interesse Zinzendorfs für Architektur und Baukunst genauer. Während seiner Schulzeit in Halle wurde Zinzendorf

---

166 Richard van Dülmen, Johann Amos Comenius und Johann Valentin Andreae. Ihre persönliche Verbindung und ihr Reformanliegen, in: *Bohemia* 9/1 (1968), S. 73–87, hier: S. 75.

167 Ebd.

168 Ebd., S. 77

169 Meyer, Zinzendorf (wie Anm. 7), S. 29.

170 Van Dülmen, Comenius (wie Anm. 166), S. 19 f.

in Geometrie, Zivil- und Militärarchitektur unterwiesen.<sup>171</sup> Ein Auktionskatalog der Versteigerung von Zinzendorfs Bibliothek im Jahr 1880 gibt Aufschluss über die Interessen des Grafen.<sup>172</sup> Darin sind zwei Bücher über Architektur und Kunst, sowie einige Werke von Andreae verzeichnet. Die „Christianopolis“ ist allerdings nicht darunter.<sup>173</sup> Carstensen stellt daher die Vermutung an, dass sich Zinzendorf in literarischer Hinsicht nicht mit Baukunst und Stadtplanung auseinandersetzte.<sup>174</sup> Zudem stellt sie die These auf, dass Zinzendorfs Denkweise stark biblizistisch ausgeprägt war und er daher das Leben der Herrnhuter mit biblischen Geschichten und so vielleicht auch mit dem „Himmlischen Jerusalem“ in Verbindung setzte.<sup>175</sup>

Im Sommer 1728 lernte Zinzendorf während eines Besuches in Jena den Theologiestudenten Paul Eugen Layritz kennen, der sich fortan in den Dienst des Grafen stellte.<sup>176</sup> Ab 1742 leitete er das Pädagogium und das Seminar in Marienborn und wurde schließlich 1765 nach Barby versetzt.<sup>177</sup> Er wurde vor allem als Pädagoge und Theologe bekannt. Dennoch betraute man ihn mit den Planungen für Gnadau. Inwieweit Layritz die utopischen Stadtmodelle studiert hatte, ist nicht bekannt. Möglich ist, dass er sich als Theologe am „Himmlischen Jerusalem“ orientierte. Da kurz vor der Gründung Gnadaus die brüderische Baukommission gegründet wurde, ist es aber auch denkbar, dass diese Institution ihm Vorgaben für die neue Siedlung gab.

## Fazit

Die Utopisten des 16. und 17. Jahrhunderts hatten klare Vorstellungen wie eine ideale Stadt und eine ideale Gesellschaft auszusehen hatten. Zwischen den untersuchten Stadtentwürfen lassen sich viele Gemeinsamkeiten finden. So wurden alle auf einem quadratischen Grundriss entworfen und, wenn auch manchmal erst in späteren Planungsphasen, mit Zeilenhäusern bebaut. So ähnlich sie sich oft im Aussehen sind, so verschieden sind die mit den Planungen verbundenen Intentionen und Gemeinschaftsentwürfe der einzelnen Idealstadttopien.

Das Leben der Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine war ganz auf die Nachfolge Christi ausgerichtet, wodurch Ideale wie Gleichheit und Gemeinschaft entstanden. Es hat sich gezeigt, dass sich diese auch in der Bauplanung widerspiegeln.

---

171 Carstensen, Stadtplanung (wie Anm. 36), S. 186 und 190.

172 Ebd., S. 229.

173 Ebd.

174 Ebd.

175 Ebd., S. 239.

176 Meyer, Zinzendorf (wie Anm. 7), S. 29.

177 Peter Findeisen, Gnadau. Eine Gründung der Herrnhuter Brüdergemeine im 18. Jahrhundert, in: Harald Meller/Alfred Reichenberger (Hrsg.), Kulturgeschichten aus Sachsen-Anhalt, Halle 2011, S. 90.



Der Vergleich mit den zuvor untersuchten Idealstadtutopien hat herausgestellt, wie unterschiedlich die Meinungen über ihre Verwendung in der Bauplanung der Brüdergemeinde sind. Die meisten Wissenschaftler waren sich darüber einig, dass vor allem das „Himmlische Jerusalem“ einen gewissen Einfluss auf die brüderischen Entwürfe hatte. Klaus Richter und Andreas Richter sprachen sich auch für einen Einfluss von Morus und Andreae aus. Einziger Jürgen Lafrenz sah keinerlei Verbindung zwischen den Siedlungen der Brüdergemeinde und den Idealstadtutopien. Es bedarf stichhaltigerer Belege, um die jeweiligen Thesen zu beweisen.

Festzustellen ist, dass die Befestigungslehre von Albrecht Dürer am wenigsten Vergleichspotential mit Gnadau oder anderen brüderischen Siedlungen bietet. Seine Entwürfe könnten lediglich indirekt durch deren Verwendung bei Schickhardt oder Andreae, einem bekennenden Verehrer Dürers, Einfluss auf die brüderische Bauplanung genommen haben.

Vor allem der erste Entwurf Schickhardts für Freudenstadt zeigt viele Parallelen zu Gnadau auf. Die Erschaffung einer neuen sozialen Ordnung in einer Stadt mit neun Quartieren zeigt große Ähnlichkeit mit der brüderischen Siedlung.

Insgesamt ist in der Planung für Gnadau jedoch eher ein gewisser Pragmatismus zu erkennen, als eine Verwendung von Idealstadtutopien. So begründet sich die Ausrichtung der Stadt entgegen den Windrichtungen wohl weniger durch eine Nachahmung der „Utopia“ von Thomas Morus, sondern vielmehr in der bereits vorgegebenen Straße nach Döben.

Dieser Pragmatismus zeigt sich vor allem am wiederholten Abweichen von den Entwürfen. So wurde beispielsweise der Platz verkleinert, was zur Folge hatte, dass nicht mehr alle Quartiere gleich groß und quadratisch waren. Schließlich entschied man sich auch noch gegen einen geordneten, quadratischen Grundriss, sondern für die Einbeziehung des Gottesackers in den Ort. Dem ersten Plan mag noch ein gewisser Ehrgeiz für eine geordnete, vielleicht sogar auf eine Idealstadtutopie bezogene Siedlung zugrunde gelegen haben, doch letztendlich entstand wohl eher aus rein rationalen Gründen eine Siedlung, in der alles Notwendige zusammengefasst und so ein Leben nach brüderischen Idealen, welche an oberster Stelle und damit über einer idealistischen Stadtplanung standen, möglich gemacht wurde.

### **Katharina Banda, The Influence of Ideal Town Utopias on Moravian Town Planning, illustrated by the Example of Gnadau**

The great age of ideal town utopias began in 1516 with the publication of Thomas More's "Utopia". He was the first to link the establishment of an ideal society with thoughts in respect of town planning. Emblematic for this was an ever-recurring, fixed development pattern for towns. Ideal town utopias had their heyday in the sixteenth and seventeenth centuries. Some of

the best-known plans were drawn by Albrecht Dürer, Heinrich Schickhardt and Johann Valentin Andreae.

To what extent these ideal town utopias were known in the Moravian Church or by Zinzendorf himself is difficult to tell. A connection can be made between Johann Valentin Andreae and Johann Amos Comenius, because they corresponded with each other. Whether Zinzendorf learned of this through writings of Comenius is not recorded. It is possible that his teacher in Halle, August Hermann Francke, passed on his enthusiasm for Andreae's tract 'Christianopolis' to his pupil. Whether those who were responsible for the building of individual settlements (in the case of Gnadau, Paul Eugen Layritz) were familiar with the utopias cannot be established.

Although academic literature often compares some Moravian settlements with the 'heavenly Jerusalem', the author instead sees a certain pragmatism in them, for example in the fact that in Gnadau the streets were laid out counter to the direction of the wind. The builders sought to create a settlement which was as well suited as possible to direct discipleship of Jesus Christ. The centre of the settlement, the square, reflects the symbolic meaning that it is not humanity but Jesus Christ, as Chief Elder of the congregation, who is at its heart. The well that is to be found in the square in some settlements takes up the symbolism of Christ as the 'spring of living water'.

Gnadau's squared layout makes it seem to be a good example for imitation of a utopian town. There are an especially large number of similarities with Heinrich Schickhardt's first draft of the plan for the town of Freudenstadt in the Black Forest. The greatest similarity is the division of the construction site into nine areas. Gnadau is the first settlement that was built after Zinzendorf's death and at the same time the first that was checked and approved by the Building Conference established in 1763. From this point onwards, the type of settlement that had at its centre a square with three houses on each side was dominant. However, the many changes made to the building plans for Gnadau as it was built show that those responsible were not constrained by utopian ideas but rather were guided by conceptions of ideal Christian community life.